

Professor Dr. Okko Herlyn

## EVANGELISCH SEIN

### Reformatorisches Erbe in einer veränderten Welt

Vortrag auf der Synode des Evangelischen Kirchenkreises Duisburg am 09. 06. 2017

*es gilt das gesprochene Wort*

Sehr geehrter Herr Superintendent, liebe Schwestern und Brüder!

Ich beginne mit einer persönlichen Erinnerung an meine Zeit als Gemeindepfarrer in Wanheim. Einen Steinwurf von unserem damaligen Gemeindehaus Beim Knevelshof entfernt befand sich eine kleine Moschee. Irgendwann im Laufe der Jahre kam es zu einer näheren Begegnung. Zunächst durften ein paar Menschen aus unserer Gemeinde als Gäste am dortigen Freitagsgebet teilnehmen. Gut eine Woche später stand der Gegenbesuch in unserem Gemeindehaus an, der von einer kleinen Gruppe muslimischer Männer wahrgenommen wurde. Nach dem Gottesdienst stand ein Gespräch im Kirchencafé auf dem Programm. Beide Seiten sollten einmal in Kürze sagen, was das Wesentliche ihres Glaubens sei. Die muslimische Seite war damit rasch durch. Knapp und bündig zählten sie die berühmten „fünf Säulen“ des Islam auf: Bekenntnis zu dem einen Gott und seinem Propheten Mohammed, tägliches Gebet, Fasten im Ramadan, Almosen und Wallfahrt nach Mekka. Das dauerte etwa eineinhalb Minuten. Nun waren wir an der Reihe. Antwort: Schweigen im Walde. Da saßen nun etwa 80 wackere und auch einigermaßen regelmäßige evangelische Gottesdienstteilnehmer zusammen und wussten nicht zu sagen, was evangelisch ist. Zumindest nicht auf die Schnelle.

Diese kleine Episode scheint mir etwas Grundsätzliches aufzuzeigen. Ja, wir tun uns als evangelische Christenmenschen eher schwer damit, bündig zu sagen, was wir glauben. Neidisch blicken wir dann manchmal vielleicht auf andere Frömmigkeitsformen oder gar Religionen, in denen uns Menschen begegnen, die anscheinend sehr viel rascher, sehr viel klarer und manchmal auch sehr viel selbstbewusster sagen können, was sie glauben. Menschen, die ihre religiösen Formulierungen oder auch nur Formeln abrufbar parat zu haben scheinen. Und mit ihren klaren Formeln auch meist ein klares Weltbild zur Hand haben. Ein Weltbild, in dem es eindeutige Grenzen gibt, etwa zwischen wahr und unwahr, richtig und falsch, gut und böse. Und wo so etwas wie Nachdenklichkeit, so etwas wie Unsicherheit im Glauben, so etwas wie Zweifel oder Anfechtung gar nicht vorzukommen scheint. Ja, man mag da als schlichter evangelischer Christenmensch manchmal neidisch werden.

Ich gestehe allerdings frei: Mich überzeugen solche Glaubenshaltungen, die mit breiter Brust daherkommen, wenig. Mich überzeugen mehr die Menschen, die auch und gerade *in* ihrem Glauben Fragende bleiben. Menschen, die das Nachdenken, auch das kritische Nachdenken, ja auch den Zweifel und die Anfechtung nicht als einen Feind ansehen, sondern als einen Teil ihres Glaubens akzeptieren. Wer meint, das Wesentliche seines Glaubens in eineinhalb Minuten vortragen zu können, mag es tun. Doch es könnte sein, dass der evangelische Glaube solch ein religiöses Fast Food gar nicht verträgt. Vielleicht gehört es ja gerade zu seinen Stärken, dass er auch zu einem ordentlichen Informiertsein, zum Nachdenken, zum Fragen und Differenzieren und – wo nötig – auch einmal zu einem geschwisterlichen Streit herausfordert.

Gewiss mag es für die Zögerlichkeit evangelischer Christenmenschen, wenn es darum geht, etwas über den eigenen Glauben zu sagen, auch andere, problematische Gründe geben. Liegt es etwa an dem allgemeinen Traditionsverlust? Liegt es an einer zu intellektuellen und komplizierten protestantischen Theologie? Oder liegt es gar an einer Scheu zum offenen Bekenntnis? Über jede

dieser Fragen wäre im Einzelnen noch einmal kritisch und in Ruhe nachzudenken. Doch die anfängliche Zurückhaltung der Wanheimer Gemeindeglieder könnte ja auch ihre guten Gründe gehabt haben. Vielleicht war es einfach nur ein gesundes protestantisches Misstrauen allen raschen Antworten gegenüber. Wer über sein evangelisches Selbstverständnis einigermaßen glaubwürdig Auskunft geben möchte, braucht vielleicht noch etwas mehr als ein paar wohlfeile Schlagworte, und seien sie auch noch so fromm. Ohne ein bisschen Zeit, ohne eine gewisse Langsamkeit wird es dabei nicht gehen. Auch heute Abend nicht.

Wenn man nach dem fragt, was eigentlich evangelisch ist, so ist man im Jahr des Reformationsjubiläums natürlich in besonderer Weise an die Väter des evangelischen Glaubens, also an die *Reformatoren*, gewiesen: Luther, Calvin und wie sie alle hießen. Worum ging es ihnen überhaupt? Wir stellen diese Frage aber nicht aus einer protestantischen Nostalgie heraus. Nicht um die Geschichte unserer Kirche zu verklären. Und schon gar nicht um einer evangelischen Selbstbeweihräucherung das Wort zu reden. Historische Rückblicke sind schön und gut. Aber wenn sie nicht zu uns zu „sprechen“ beginnen, bleiben sie totes Wissen, allenfalls Hobby für ein paar geschichtlich Interessierte.

Wir werden vielmehr versuchen, uns der zentralen Erkenntnisse der Reformation zu erinnern und gleichzeitig jeweils nach ihrer bleibenden Bedeutung zu fragen. Was können wir heute überhaupt noch mit Einsichten aus dem 16. Jahrhundert anfangen? Wir leben doch mittlerweile in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, in ganz anderen Denkweisen und mit ganz anderen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Wir fragen also nach dem reformatorischen Erbe in einer völlig veränderten Welt.

Beim Stichwort „Reformation“ fällt uns – neben dem legendären Thesenanschlag – vielleicht als erstes Martin Luthers berühmtes Wort ein: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Dumpf dringen die Worte des großen Reformators über die Jahrhunderte hinweg an unser Ohr. Vielleicht stehen wir gerade vor dem berühmten Lutherdenkmal in Worms und blicken ehrfürchtig an der erhabenen, in Gussstahl gegossenen überlebensgroßen Figur empor. Dabei erinnern wir uns des kleinen Mönchs aus Wittenberg, wie er 1521 auf dem Reichstag zu Worms Kaisern und Königen ins Gesicht hinein tapfer widersteht. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders ...“ Diese Worte sind seit vielen Generationen zum verbalen Markenzeichen, sozusagen zum ideologischen „Logo“ des Protestantismus geworden. Protestantismus, so haben wir es gelernt, das hat etwas mit Protest zu tun, mit Rückgrat und Zivilcourage, mit einem Einstehen für die Wahrheit und einer unbedingten Bindung an das Gewissen, mit Unbeugsamkeit und Prinzipientreue. „Ich bin Protestant“, so sagte einst der Schweizer Dichter Friedrich Dürrenmatt, „also protestiere ich.“

Aber – so werden wir sogleich einwerfen müssen – Unbeugsamkeit als solche ist überhaupt noch kein evangelisches Markenzeichen. Einfach „nicht anders zu können“ mag auch Ausdruck von Unbelehrbarkeit, von innerer Starre, von geistiger Enge, dogmatischer Spießigkeit und unerträglicher Borniertheit sein. Martin Luther aber konnte nicht deshalb „nicht anders“, weil er nun einmal so ein Dickschädel war, sondern weil er von etwas *Anderem*, genauer: von *einem* Anderen ergriffen worden war. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders ...“, das hieß nämlich für ihn im Kern: Ich weiß von einer anderen Wahrheit als der, die mir täglich drohend entgegentritt. Nur um jener anderen Wahrheit und nicht um eines Prinzips des Neinsagens willen galt es für Luther, „nicht anders zu können“.

- I. Erste reformatorische Erkenntnis:  
Christus allein – lateinisch: solus Christus

Damit sind wir bei der ersten und grundlegenden reformatorischen Erkenntnis. Sie besteht darin, dass jene Wahrheit einen Namen hat: *Jesus Christus*. „Ich bin die Wahrheit“, sagt Jesus (Johannes 14, 6). Die grundlegende Wahrheit also: ein Name oder genauer gesagt: eine

Geschichte. Die unverwechselbare Geschichte Gottes mit dem Menschen, wie sie in der Person Jesu Christi anschaulich geworden ist. Von den Reformatoren nun doch einmal knapp und bündig auf den Punkt gebracht: Christus allein, lateinisch: solus Christus.

Diese Erkenntnis war zu Zeiten Luthers deshalb nicht selbstverständlich, weil er sich einer Institution gegenüber sah, nämlich der damaligen römischen Kirche, der er zugehörte, die von sich aus beanspruchte, die Wahrheit gepachtet zu haben und die deshalb meinte, diese Wahrheit machtvoll und wohl dosiert verteilen zu können: durch verordnetes Denken, durch Sakramentsverwaltung, durch vorgeschriebene Frömmigkeitsformen, durch repressive Bußpraktiken und einträglichen Ablasshandel. Für Luther hatte sich die Kirche damit selbst an die Stelle der Wahrheit und damit an die Stelle Christi gesetzt. Dagegen die grundlegende Erkenntnis: Solus Christus. Christus allein.

Zwei unscheinbare Wörtchen. Und doch merken wir, welch ungeheure Gewalt, ja geradezu Kampfansage in ihnen steckt. Christus allein die Wahrheit, das hieß dann ja: den Wahrheits- und Machtanspruch der Heiligen Kirche in Frage stellen. Das hieß dann ja: sich auf eine Konkurrenz einlassen, sich auf einen Kampf vorbereiten, um der Wahrheit willen Autoritäten vom Sockel stürzen. War Martin Luther besonders mutig? Wir wissen es nicht so genau. Was wir von ihm persönlich wissen, ist eher, dass er oft ziemlich verzagt und angefochten war. Die Kraft, Kaisern, Königen und Päpsten zu widerstehen, kam ihm offensichtlich nicht von einem ihm sozusagen in die Wiege gelegten Temperament her, sondern von der ihm geschenkten Gewissheit: Christus allein. Nur deshalb konnte er offenbar nicht anders.

Welche Bedeutung hat diese erste Erinnerung an das Erbe der Reformation für uns? Für uns, die wir in einer sehr anderen Zeit leben. Das feindliche Gegenüber zur römischen Kirche ist – Gott sei es gedankt – lange vorbei, auch wenn die offizielle katholische Lehre der evangelischen Kirche das Kirchesein „im eigentlichen Sinn“ immer noch abspricht. Und auch sonst scheint weit und breit niemand in Sicht, der die Wahrheit gepachtet zu haben meint, dem man nun also in neuer Weise das „Christus allein“ entgegenschleudern müsste. Im Gegenteil: Wir leben eher in einer Welt, in der es überhaupt keine – und schon gar keine alleinige – Wahrheit zu geben scheint. Was wahr und richtig ist, hat in Zeiten der Pluralisierung jeder für sich zu entscheiden. „Was Gott ist, bestimme ich“, titelte vor Jahren die Zeitschrift „Psychologie heute“. Und dabei darf es dann religiöserseits durchaus auch von allem etwas sein: hier ein bisschen protestantische Rationalität, dort ein wenig katholische Sinnenfreude, hier ein bisschen fernöstliche Mystik, dort ein wenig Rückkehr zur Naturreligion, hier ein bisschen jüdische Kultur, dort ein wenig islamische Mythen. „Patchworkreligion“ nennen das die Soziologen: religiöse Wahrheit nach Art eines selbstgefertigten Flickenteppichs.

Demgegenüber meint das „solus Christus“ schlicht und einfach: Was Gott ist, bestimme nicht ich, sondern einzig und allein Gott selbst. Und was sich als herrliche Wahlfreiheit („was Gott ist, bestimme ich“) aufplustert, könnte sich am Ende womöglich als üble Tyrannei entpuppen, die den Menschen in eine heillose Überforderung und Einsamkeit stürzt. Es könnte doch befreiend sein, zu wissen, dass die Wahrheit mir vorgegeben ist, dass ich sie gerade nicht ständig neu erfinden muss, dass ich mich auf sie verlassen kann, wie sich ein Kind auf die Liebe der Mutter verlässt, die es ja auch nicht ständig neu erfinden und für sich konstruieren muss. Nicht umsonst bezeichnet der Heidelberger Katechismus diese Gewissheit, „mit Leib und Seele im Leben und im Sterben“ nicht sich selbst, sondern einem *anderen*, eben Jesus Christus anzugehören, als „Trost“. Ich wüsste jedenfalls dafür weit und breit kein besseres Wort.

Wenn sich also eine evangelische Gemeinde des reformatorischen „Christus allein“ verpflichtet weiß, dann nicht um eines Prinzips der religiösen Intoleranz willen, sondern um der Erkenntnis willen, dass es – gerade auch für den heillos und grausam auf sich selbst zurückgeworfenen modernen Menschen – im Tiefsten heilsam ist, sich einer anderen Wahrheit, einer anderen bergenden Macht, einer anderen Liebe anzuvertrauen. Mit dieser grundlegenden Botschaft wird sich die evangelische Kirche heute sicher nicht überall Freunde machen. Aber das hatten wir ja

schon einmal mit der Erinnerung an Martin Luthers „ich kann nicht anders“. Unbeugsamkeit kann eben auch ihr Gutes haben.

II. Zweite reformatorische Erkenntnis:  
allein die Schrift – lateinisch: sola scriptura

Dass die Wahrheit uns in Jesus Christus begegnet, hatte sich Martin Luther nicht ausgedacht. Es war vielmehr das Ergebnis eines langen und intensiven Bibelstudiums. Und dass die von ihm wieder entdeckte Wahrheit nun so sehr mit der von der Kirche in Besitz genommenen Wahrheit kollidierte, lag für ihn genau daran, dass diese Kirche eben nicht mehr ernsthaft die Bibel aufschlug. Sie suchte ihre Legitimation vor allem in einer gewordenen kirchlichen Tradition, in der vermeintlichen apostolischen Sukzession, in der klerikalen Hierarchie, in den päpstlichen Dogmen, in einer gewachsenen Volksfrömmigkeit.

Für die Reformatoren war auch dies eine Entdeckung: Gott finden wir nicht in Instanzen und Traditionen, nicht in Lehrsätzen und noch so frommen Frömmigkeiten. Gott finden wir zuallererst und einzig in seinem *Wort*. Und dieses Wort ist nicht, zumindest nicht von vornherein identisch mit dem Wort, das die Kirche spricht oder gar zu verwalten meint. Gottes Wort ist für uns völlig unverfügbar. Es begegnet uns aber von sich aus in einem bestimmten *Text*, in dem Zeugnis von Jesus Christus, in der *Heiligen Schrift*. Sie, nur sie allein – und nicht etwa auch noch Dogmen und Traditionen – ist das Dokument, der Kanon, die Richtschnur der Wahrheit.

Deshalb kritisiert Luther die römische Kirche auch nie aus einer sozusagen pubertären, antiautoritären Haltung heraus. Er kritisiert sie immer nur über der aufgeschlagenen Bibel. *Sie* ist die Instanz, an der sich alles messen lassen muss. *Sie* ist das kritische Korrektiv der Kirche. Weil Luther *sie* aufgeschlagen hat, *deshalb* „kann er nicht anders“. Der Satz, der jenem berühmten Satz vor Kaisern und Königen vorausgeht, lautet nämlich so: „Weil mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen ...“ In Gottes Wort gefangen. „Sola scriptura – allein die Schrift.“

Wir werden als evangelische Christen heute uns nur an dem Streit um die Wahrheit sinnvoll beteiligen können, wenn wir uns dieses einzigen, wenn man so will: „Mediums“ erinnern. In der ökumenischen Begegnung, im christlich-jüdischen Gespräch, im interreligiösen Dialog wird es nicht darum gehen können, wer Recht hat – ein fruchtloses und, wie uns die Geschichte lehrt, auch häufig gefährliches Unterfangen. Es wird evangelischerseits in solchen Begegnungen nur darum gehen können, wieder und wieder die Bibel aufzuschlagen und also darauf zu verweisen, wo unserer Glaubensüberzeugung nach die Wahrheit zu finden ist.

Wir werden aber nicht nur bei solchen Begegnungen, sondern vor allem in unseren eigenen Reihen wieder und wieder die Bibel aufzuschlagen haben. Wir werden eben auch selbstkritisch zu fragen haben, ob das wirklich in jedem Gottesdienst geschieht. Oder ob da nicht manches Mal irgendeine hübsche Alltagsgeschichte, irgendeine Allerweltsweisheit, irgendein betulicher Zeigefinger an die Stelle der biblischen Botschaft getreten ist. Ich kann mich jedenfalls an manch einen Ostergottesdienst erinnern, in dem mir mehr über aufsprießende Maiglöckchen als über den auferstandenen Christus mitgeteilt wurde.

Auch werden wir selbstkritisch zu fragen haben, welche Rolle die aufgeschlagene Bibel in unserem übrigen Gemeindeleben spielt. Gewiss mag es Bibelkreise geben. Gewiss mag zu Beginn etwa einer Presbyteriumssitzung oder eines Frauenhilfsnachmittags die Tageslosung verlesen werden. Aber ist es wirklich so, dass unsere Gemeinde in ihrer Breite von der lebendigen Begegnung mit den biblischen Texten lebt? Ist die Bibel unter uns ein wirklich *offenes* Buch und nicht nur ein Topf mit Sprüchen, in den man bei besonderen Gelegenheiten gerne hineingreift? Ist das Evangelium wirklich eine Botschaft, die mit uns geht, mit uns lebt, uns täglich tröstet, ermutigt, vielleicht auch einmal heilsam irritiert und zurechtweist? Ist es für die Kirche nicht beschämend,

sich von einem dezidiert atheistischen Dichter wie Bertolt Brecht auf die Frage, welches das von ihm am meisten gelesene Buch sei, sagen lassen zu müssen: „Sie werden lachen, die Bibel“?

Nein, wir müssen uns der Bibel wahrhaftig nicht schämen. Vor und nach Brecht haben mancherlei andere Menschen – Dichter, Maler, Komponisten, Filmemacher, Psychologen, Politiker – die biblischen Texte als, wie sie sagen, überaus „interessant“, als „spannend“ und nicht zuletzt auch als künstlerisch „inspirierend“ entdeckt. Nur wir finden sie langweilig. Da kann etwas nicht stimmen. „Allein die Schrift“ heißt heute: Für eine evangelische Gemeinde muss das Lesen der Bibel, das Bibelgespräch, auch das kreative Umgehen mit biblischen Texten wieder selbstverständlich und regelmäßig werden und darf nicht länger bloß Spielwiese einiger weniger Interessierter sein. „Evangelisch“ kommt nun einmal von „Evangelium“.

Im Zeichen des gegenwärtigen Reformationsjubiläums wird ja gerne – gleich einem theologischen Mantra – das spätreformatorische „ecclesia semper reformanda“ beschworen: „Die Kirche ist stets zu erneuern.“ Fast im Pathos eines SPD-Parteitags werden wir in letzter Zeit gerne darüber belehrt, dass es heute vor allem um kirchliche Reformen gehe. Von einem anstehenden „kirchlichen Strukturwandel“ ist da zu hören, von nötigen kirchlichen Verwaltungsreformen, von einem „neuen kirchlichen Finanzwesen“, von einer notwendigen „evangelischen Profilierung“, von „Leuchtfedern“ und am Ende gar von einem „Wachsen gegen den Trend“. Von einer ordentlichen biblischen Begründung all dieser Reformbeschwörungen ist in diesem Zusammenhang allerdings recht wenig zu hören.

Doch der reformatorische Grundsatz, wonach die Kirche „stets zu erneuern ist“, ist nur die halbe Wahrheit. Die ganze lautet: „Ecclesia semper reformanda per verbum divinum“, „die Kirche ist stets zu erneuern – *durch das Wort Gottes*.“ Das ist nun doch etwas anderes. Das „semper reformanda“ redet also nicht einem lauen Modernisierungsprozess das Wort oder gar nur der Binsenweisheit, wonach es nun einmal nötig ist, sich ständig einer veränderten Umwelt neu anzupassen, ähnlich dem berühmten „Aggiornamento“, mit dem auf katholischer Seite seit dem 2. Vatikanischen Konzil eine Anpassung an heutige Verhältnisse auf den Weg gebracht worden ist. Für eine evangelische Kirche bekommt das Wort „Reform“ überhaupt nur in Anbindung an die Schrift einen theologischen Sinn. Bei allen unseren kirchlichen Reformbemühungen ist also grundsätzlich und zuerst nach einer biblischen Orientierung zu suchen. Dass dies immer einfach ist, wird niemand behaupten.

### III. Dritte reformatorische Erkenntnis: allein aus Gnade – lateinisch: sola gratia

Die Wahrheitsverwaltung der damaligen römischen Kirche wäre für die Reformatoren vielleicht noch angegangen, wenn es denn wirklich die Wahrheit gewesen wäre, die man dort zu verwalten meinte. Aber die Kirche des ausgehenden Mittelalters verwaltete im Kern – zumindest aus Sicht der Reformatoren – gar nicht die Wahrheit, sondern die *Unwahrheit*. Die Unwahrheit nämlich, dass der Mensch vor Gott Anerkennung fände aufgrund seiner guten Werke. Luther sah diese Unwahrheit konkret vor Augen in der Beicht- und Bußpraxis, im Ablasshandel, im Vollzug des Abendmahls als eines vermeintlichen Opfers, in der Marien-, Heiligen- und Reliquienverehrung, in Prozessionen und Wallfahrten, in Fasten und Almosengeben: allesamt Versuche, sich vor Gott ein Verdienst zu erwerben, sich ihm gewogen zu machen, mit ihm gewissermaßen ins Geschäft zu kommen.

Dagegen Luthers wichtige Entdeckung, die er aber nicht bei einer Zen-Meditation oder während eines Spaziergangs am Rhein gemacht hatte, sondern eben in der Schrift: „So halten wir dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (Römer 3, 28). Mit „Glauben“ ist dort bei Paulus nicht irgendeine Religiosität gemeint, sondern der Glaube daran, dass „wir ohne Verdienst gerecht werden aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist“ (Römer 3, 24). Der Unwahrheit, dass wir vor Gott dadurch gerecht, also von ihm anerkannt und angenommen werden, indem wir uns mit guten und frommen Taten

abrackern; dieser Unwahrheit tritt die Bibel mit der Wahrheit entgegen, dass das alles überflüssig, ja geradezu kontraproduktiv ist, weil Christus durch sein Werk bereits dafür gesorgt hat, dass wir vor Gott gerecht da stehen, von ihm anerkannt und angenommen sind. Allein aus Gnade! Sola gratia. Sozusagen „gratis“.

Lange hat man gemeint, diese reformatorische Erkenntnis sei etwas von vorgestern. Sei eine Wahrheit, die schon in ihrer ganzen Wortwahl so sehr dem 16. Jahrhundert verhaftet sei, dass sie deshalb dem Menschen von heute gar nicht mehr zu vermitteln sei. Wer glaube denn, bitteschön, heute noch an einen zur Rechenschaft ziehenden Gott? Wer habe denn, bitteschön, heute noch das Problem, das Luther umgetrieben habe, eben die Frage: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Wer denke denn, bitteschön, heute noch ernsthaft in den Kategorien von Schuld und Sühne, Unrecht und Rechtfertigung?

Da kann ich nur sagen: Vorsicht! Nur weil uns eine bestimmte *Begrifflichkeit* fremd geworden ist, muss die damit gemeinte *Sache* noch lange nicht erledigt sein. In der Sache hat das „allein aus Gnade“ vielmehr eine erstaunliche Aktualität. Es mag wohl sein, dass der Mensch von heute sein Leben nicht mehr wie der Mensch zu Luthers Zeiten vor Gott zu rechtfertigen versucht. Es mag sein, dass da an die Stelle Gottes inzwischen andere Instanzen getreten sind: die Gesellschaft, das Milieu, das, was „man“ zu tun oder zu lassen hat, die Erwartungen anderer oder auch die eigenen Moralvorstellungen oder Lebenskonzepte.

Ja, es mag da mittlerweile viele Götter und Göttinnen geben, die unser Leben bestimmen und von uns reichlich Tribut, reichlich Opfer, reichlich „Werke“ fordern: sei es meinen sozialen Status, sei es meine bürgerliche Rechtschaffenheit, sei es mein Sympathisch-, Schön-, Gesund-, Erfolgreich-, Humorvoll- oder sonst wie Attraktivsein. Von all dem hängt doch immer noch massiv ab, ob ich anerkannt, akzeptiert, „okay“ – in der Sprache des 16. Jahrhunderts „gerechtfertigt“ – bin: vor den anderen, vor mir selbst, vor irgendwelchen Glücksmaximen oder sonst welchen Göttern, an denen – mit Luther – „mein Herz hängt“. Wer einmal Fünfjährigen im Kindergarten dabei zugehört hat, wie sie sich gegenseitig mit ihren neuesten Markenjeans oder Smartphones zu übertrumpfen versuchen, weiß, um welche Götter es heute geht.

„Sola gratia – allein aus Gnade“, das trifft einen empfindlichen Nerv des heutigen Menschen, der zuhächst von seiner Selbstinszenierung lebt, von dem, was er eben aus sich und seinem Leben „macht“. „Sola gratia – allein aus Gnade“, das wirft uns zurück auf die nüchterne, aber eben so auch befreiende Erkenntnis, dass wir – nicht vor den selbstgemachten modernen Götzen, wohl aber – vor Gott präzise *nichts* tun müssen, um seine Gunst zu erwerben. Es ist ein tiefes, befreiendes Aufatmen, das von dieser reformatorischen Erkenntnis über die Jahrhunderte hinweg noch zu uns herüberweht. Gott sei Dank muss ich einmal nichts tun. Gott sei Dank kann ich mir einmal einfach etwas schenken lassen. Gott sei Dank bin ich den Stress los, immer gut dastehen, immer etwas vorweisen, immer etwas aus mir und meinem Leben machen zu müssen.

„Sola gratia – allein aus Gnade“ – was für eine wichtige, befreiende Botschaft, die da der christlichen Gemeinde anvertraut ist, gerade heute, in Zeiten, in denen die Parolen von einem auf Deibel-komm-raus „gelingenden Leben“, die Parolen von „Hauptsache Spaß“, „Hauptsache gesund“, „Hauptsache Erfolg“ inzwischen zu Tyrannen geworden sind, unter denen Menschen zusehends leiden, auch wenn ihre Keep-smiling-Masken etwas anderes weismachen wollen. „Positives Denken“ als verordnete Zwangshandlung. Wie schrecklich.

Nein, „sola gratia“, das ist das strikte Gegenteil von unserem inflationären „alles-gut“-Gerede. – „Alles gut, alles gut.“ Da hat sich ein Kind beim Rollerfahren wehgetan. Noch ehe es überhaupt seinen ersten Schmerz herausbrüllen kann, ist von der Mutter bereits „alles gut“ gequatscht. – „Alles gut, alles gut“ wischt unser Gesprächsleiter den gerade aufkeimenden Konflikt eifertig vom Tisch. Wir sitzen in einer Dienstbesprechung und wollen endlich einmal ein seit langem schwelendes Problem zur Sprache bringen. „Alles gut, alles gut.“ Damit ist aller Unmut erst einmal

erstickt. – Da ist eine Schülerin sehr wütend über eine aus ihrer Sicht ungerechte Benotung. „Alles gut, alles gut“, hält der Mathematiklehrer ihren Zorn unterm Teppich.

Unser „alles-gut“-Gerede, das sich wie eine beschwichtigende Mehlsöße über alles und jedes ergießt, das auch nur irgend nach Unmut, nach Problem, nach Konflikt oder Schmerz klingen könnte, hat rein gar nichts mit „sola gratia“ zu tun. Der Bibel jedenfalls ist eine solche Verdrehung von Widrigkeiten nach dem Motto, dass zunächst einmal alles und jedes „ganz o. k. so“ ist, selbst wenn einem zum Heulen zumute ist, völlig fremd. Hier wird vielmehr Unrecht „Unrecht“, Sterben „Sterben“ und eine eiternde, stinkende Wunde „eiternde, stinkende Wunde“ genannt. „Alles gut, alles gut“? Was für eine Verhöhnung der Opfer.

Sola gratia. Es könnte allerdings sein, dass gerade der Mensch von heute, dieser freudlose Sklave seiner eigenen auf „alles-gut“ getrimmten Selbstinszenierung im Tiefsten nach nichts so sehr hungert und dürstet wie nach dieser Zusage: „Ich bin vergnügt, erlöst, befreit“ – „ohne des Gesetzes Werke“, umsonst. Gratis. Ja, nun mag in der Tat alles gut sein. Aber nicht, weil ich alles Widrige, allen Schmerz, alles Unrecht und, ja, auch alles Böse zuvor schöngeredet habe, sondern weil da ein anderer für mich Böses in Gutes verwandelt hat. „Ich glaube“, sagt Dietrich Bonhoeffer, „dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will.“ Eine evangelische Verkündigung ist gut beraten, den tiefen Ernst dieser guten Botschaft nicht mit betulichen Sprüchen zu verflachen.

#### IV. Vierte reformatorische Erkenntnis: allein aus Glauben – lateinisch: sola fide

Dem „allein aus Gnade“ auf Seiten Gottes entspricht auf Seiten des Menschen ein weiterer schlichter Grundsatz: „sola fide – allein aus Glauben“. Wir sagen betont: „schlicht“. Der Glaube ist nämlich kein neues, sozusagen frommes „Werk“, mit dem man dann mit Gott in aller vermeintlichen Demut neu ins Geschäft kommen könnte. Mit „allein aus Glauben“, wird vielmehr aller Frömmigkeit zunächst einmal eine harsche Absage erteilt. „Willst du rechte Frömmigkeit, die vor Gott gilt, erlangen“, sagt Luther, „so musst du gänzlich an dir verzweifeln und Gott allein trauen.“

Das ist sicher eine bittere Enttäuschung für manche katholische Rosenkranzbeterin oder manchen evangelischen Pietisten. Eine bittere Enttäuschung für manchen Jakobswegpilger oder manche Taizé-Touristin, für manche Freundin mystischer Einkehr oder manchen „Sieben-Wochen-ohne“-Eiferer. Glaube heißt zunächst einmal: alles *loslassen*. Alle Frömmigkeit, alle Spiritualität, alle Traditionen, alle Gewissheit, alle religiöse Geborgenheit, alle christliche Moral fahren lassen. Heißt schlicht: sich ganz Gott anvertrauen. Nicht mehr. „Abraham vertraute dem Herrn und das rechnete er ihm als Gerechtigkeit an“, lesen wir in der Schrift (1. Mose 15, 6). Das ist das biblische, von den Reformatoren wiederentdeckte Glaubensmodell.

Dieses Verständnis des Glaubens scheint überaus karg und unattraktiv. Vor allem in Zeiten, in denen Religion – allen aufklärerischen Unkenrufen zum Trotz – wieder an allen Ecken und Enden boomt. „Spiritualität“ lautet das neue Zauberwort. „Spirituell“ heißt: vermeintlich der Trivialität des Alltäglichen enthoben sein. Vermeintlich einer anderen Wirklichkeit näher sein, zu sich selber und damit vermeintlich dem Göttlichen in mir auf die Spur kommen. Die Akademie der Evangelischen Kirche von Westfalen definiert „Spiritualität“ als „Ausdrucks- und Eindrucksebene des Glaubens“ und lädt deshalb seit Jahren zu Malerei, Zen, Tanz, Qigong, Bechsteins Märchen und meditativem Bogenschießen ein. Und auch sonst machen Menschen mit einem Mal, wie sie selber sagen, „spirituelle Erfahrungen“: ob in einer indianischen Schwitzhütte oder beim Pilgern durch den Emscher Landschaftspark, ob beim Bungee-Springen vom Karstadt-Hochhaus oder dem Genuss einer Tasse grünen Tees, ob bei Achtsamkeitsübungen in der Toskana oder dem Muschelsammeln im Wattenmeer.

Die Firma TUI bewarb unlängst ihr Robinson-Club-Programm mit den Worten: „Schwarze Oliven. Die Kraft, das Nährende. Der Geist, Öl. Das Heilige – die Salbung. Gesund, gewappnet trete ich Dir entgegen – Leben.“ Und: „Meditierend das Ich erfahren, alle Sinne strömen lassen. Den Körper verwöhnen und die Aura pflegen, Nahrung als Quelle begreifen. Durchgeistigte Momente erfahren, Ausdruck in Kunst verwandeln, und Träume auf Seide malen. Im Einklang mit der Schöpfung sein.“ Spiritualität als Wellness. Jede Buchhandlung, jedes Volkshochschulprogramm irgendeiner x-beliebigen Kleinstadt in der Provinz, ja auch manch ein Gemeindebrief einer Kirchengemeinde ist mittlerweile voll von solchen „spirituellen Angeboten“. Indes: Gott macht Abraham kein spirituelles „Angebot“, wie der Filialleiter bei Edeka es mit seinem Waschmittel tut. Gott ruft, und Abraham vertraut diesem Ruf. Das ist alles. „Sola fide – allein aus Glauben.“

Zu wenig für den nach religiösem Rausch und spirituellem Event, nach Räucherstäbchen und erlebbarer Göttlichkeit gierenden modernen Menschen? Vielleicht. Vielleicht aber auch nur eine nüchterne Befreiung von etwas, für das man nicht eigens Karl Marx bemühen muss, um es „Opium“ zu nennen. Wir könnten auch sagen: „sola fide – allein aus Glauben“ als Befreiung von Realitätsvernebelung und Volksverdummung. Jedenfalls scheinen die vielfachen „Angebote“ zur religiösen Selbstoptimierung Lichtjahre von Luthers heilsamer Selbstverzweiflung entfernt zu sein. Eine evangelische Kirche wird sich also sehr zu überlegen haben, in welcher Weise sie sich heute in den so genannten „Markt der Sinnanbieter“ einbringt, will sie dem reformatorischen Erbe eines „sola fide“ treu bleiben.

#### V. Fünfte reformatorische Erkenntnis:

Kirche als Priestertum aller Glaubenden – lateinisch: sacerdotium omnium

Für die Reformatoren folgte aus der grundlegenden Erkenntnis des „Christus allein“ auch eine neue Sicht der *Kirche*. Wenn Jesus Christus - und nur er - „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist (Johannes 14,6), dann ist damit indirekt auch eine Kritik an einer Kirche verbunden, die in ihrer klerikalen Hierarchie eine Art Vermittlungsinstanz zwischen Gott und dem Menschen darzustellen versucht: vom Papst, dem vermeintlichen Stellvertreter Christi auf Erden, bis hinunter zum kleinen Priester vor Ort, der durch das Sakrament der Weihe in einen besonderen Stand versetzt und so von den Laien, sozusagen vom „christlichen Fußvolk“ grundsätzlich abgehoben ist.

Natürlich macht eine solche Kirche vor den Augen der Welt mehr her. Und es mag sein, dass auch manch ein evangelischer Christ seinerzeit etwa bei der letzten Papstwahl neidvoll nach Rom geblickt hat: diese Pracht, dieser Glanz, diese Erhabenheit, dieses bischöfliche Gepränge, diese Kardinalsgewänder! Dazu diese Volksmassen auf dem Petersplatz und nicht zuletzt diese unglaubliche Medienpräsenz einer strahlenden, herrschenden, sich selbst geschickt in Szene setzenden Kirche – das wär’s doch! Und es mag sein, dass auch, nachdem der päpstliche Rausch verflogen ist, manch ein evangelischer Christ immer noch neidvoll nach einer Kirche blickt, die die Dinge straffer, zentraler und – wenn es denn sein muss – auch einmal autoritärer regelt als unsere evangelische Kirche, in der wir vergeblich nach einer vergleichbaren Macht- und Lehrinstanz suchen.

Wir denken an quälende Diskussionen in den Presbyterien und Synoden. Wir denken an manch eine Unfähigkeit, Probleme rasch und zügig zu bewältigen. Wir denken an manch laienhafte Inkompetenz und Kümmerlichkeit vor Ort, die einer evangelischen Gemeinde nicht eben viel Glanz verleihen. Wir denken vielleicht auch an manche Konflikte unter kirchlichen Mitarbeitern, auch Pfarrerinnen und Pfarrern, von denen man sich wünschte, dass da einmal jemand von außen mit harter Hand für Remedur sorgen wollte. Ja, wir verspüren auch evangelischerseits immer einmal wieder solche Sehnsüchte nach einer starken, strahlenden, überlegenen Kirche. Menschlich durchaus verständlich.



Das Problem ist nur, dass eine solche Kirche nach reformatorischer Erkenntnis gar keine biblische Legitimation hat. Jesus ruft Menschen in seine Nachfolge, einfache Leute: Fischer und Zöllner, Frauen und Kinder, Fromme und Unfromme, und sagt ihnen zu: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18, 20). Das ist Kirche. Menschen kommen in Jesu Namen zusammen, hören sein Wort, beten und singen, teilen Brot und Wein, üben Gemeinschaft untereinander und Menschenfreundlichkeit gegen jedermann. Sozusagen „Kirche von unten“, in der einer dem anderen gewissermaßen zum „Priester“ wird. Kirche, das ist für die Reformatoren eben das „Priestertum *aller* Glaubenden“, in dem, wie es der Heidelberger Katechismus formuliert, „*jeder* seine Gaben willig und mit Freuden zum Wohl und Heil der anderen gebrauchen“ soll (Frage 31). Gewiss mag und muss es auch in einer Kirche verschiedene Aufträge, Dienste, wenn man so will, auch „Ämter“ geben. Aber um es mit Worten der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 zu sagen: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“

Viele protestantische Kirchen, nicht zuletzt die Evangelische Kirche im Rheinland, haben aus dieser Einsicht auch Konsequenzen für ihre Struktur und Organisation abgeleitet, wie sie etwa in der berühmten „presbyterial-synodalen Ordnung“ in der Verfassung unserer Landeskirche festgeschrieben ist. Aber Vorsicht auch hier. Wir sollten uns nicht zu früh unserer „presbyterial-synodalen Ordnung“ rühmen, solange auch in unseren eigenen Reihen hierarchisch-klerikale Elemente anzutreffen sind. Das Vertrackte bei ihnen: Im Unterschied zur katholischen Kirchenverfassung, die ja von ihrem Selbstverständnis her gar keine Probleme mit dem besonderen Priesterstand und der kirchlichen Hierarchie hat, merkt man solche hierarchischen Elemente in der evangelischen Kirche in der Regel erst auf den zweiten Blick.

Wo überall in der Gemeinde haben nicht der Pfarrer oder die Pfarrerin eine faktische Dominanz inne? Im Gottesdienst, wo ja fast alles von ihnen abhängt. In den gemeindlichen Kreisen und Gremien, wo sie nicht selten zumindest die Meinungsführerschaft ausüben. In der öffentlichen Wahrnehmung sowieso, wo ja mit Kirche häufig vor allem „der Pfarrer“ oder „die Pfarrerin“ assoziiert wird. „Herr Pastor, machen Sie das man. Sie können das doch besser.“ Wie oft ist solch ein Satz auch in evangelischen Gemeinden zu hören. Entgegen aller biblisch-reformatorischen Einsicht haben sich da auch unter uns mancherlei männliche und weibliche Päpste und Kardinäle eingeschlichen. Das mag für die Gemeinde bequemer sein und Pfarrern und Pfarrerninnen am Ende sogar schmeicheln – evangelisch, also evangeliumsgemäß, ist es nicht. Nein, nicht überall, wo „presbyterial-synodal“ drauf steht, muss auch das „Priestertum aller Glaubenden“ drin sein. Und Papier ist geduldig. Manchmal auch das Papier einer rheinischen Kirchenordnung.

Was aber wäre, wollten wir das reformatorische „Priestertum aller Glaubenden“ wirklich einmal konsequent in die Tat umsetzen? Was für ein anderes Gesicht könnte das Leben in unseren Gemeinden bekommen, wollten wir wirklich einmal ernsthaft versuchen, „Kirche von unten“ zu sein?

Wie sähe beispielsweise ein *Gottesdienst* aus, in dem nicht der Pfarrer der Hauptakteur wäre, sondern sich die versammelte Gemeinde mit den in ihr vorhandenen gestalterischen Gaben einbringen könnte? Wie sähe etwa eine *Verkündigung* aus, in der sich nicht die Pfarrerin krampfhaft um Beispiele aus dem Alltag bemühte („Wir denken da an die Arbeitslosen, an die Flüchtlinge, an die Behinderten ...“), sondern die Betroffenen selbst zu Wort kämen? Wie sähe ein *gottesdienstliches Gebet* aus, das nicht aus wohl formulierten, vom Pfarrer vorgetragene Sätzen bestünde, sondern in welchem die Gemeinde Gelegenheit hätte, das, was sie bewegt, vor Gott zu bringen? Wie sähe ein *kirchlicher Unterricht* aus, der nicht so sehr eine Unterweisung an oder für junge Menschen wäre, sondern sich vor allem mit ihnen gemeinsam auf den Weg machte, um zu entdecken, was das Evangelium für ihr Leben bedeutet? Wie sähe ein *Frauennachmittag* aus, an dem nicht der Pfarrer wortreich über Witwenschaft und Einsamkeit referierte, sondern in der die Frauen selber ihre Erfahrungen etwa unter einem Bibelwort austauschen könnten? Wie sähe eine gemeindliche *Seelsorge* aus, die nicht auf eine Amtsperson fixiert wäre, sondern in der einer dem

anderen zum „Hirten“ würde? Wie sähe ein *Presbyterium* aus, das nicht offen oder verdeckt pastoral bevormundet würde, sondern in dem viele verschiedene Kompetenzen aus Berufs- und Lebenserfahrung zur Geltung kommen könnten? Wie sähe ein *Gemeindebrief* aus, allein dessen Sprache, Länge der Artikel, Layout und Illustration, von Inhalten ganz zu schweigen, nicht schon beim ersten Aufblättern klerikale Betulichkeit verbreitete, sondern die Lebens- und Glaubenswirklichkeit der tatsächlichen Gemeinde widerspiegelte? Die in unserer Gesellschaft viel beschworene Partizipation und Inklusion – hier, in einem ernst genommenen „Priestertum aller Glaubenden“ könnten sie gelebt werden. Über eine spezifisch *pfarramtliche* Kompetenz müsste dabei noch einmal neu nachgedacht werden, aber bitte nicht oberhalb, sondern *innerhalb* eines „Priestertums aller Glaubenden“.

Ich weiß, vieles von dem hier Angedeuteten geschieht bereits hier und da in den Gemeinden. Aber vieles geschieht eben auch nicht. Eine evangelische Kirche wird sich auf Dauer wohl zu überlegen haben, ob sie dem Leitbild einer „Amtskirche“ oder dem Leitbild einer reformatorisch orientierten „versammelten Gemeinde“ zu folgen gedenkt. Theologisch ist es jedenfalls entschieden zu wenig, wenn es zu einer Aktivierung des sogenannten „Laienpotenzials“ erst in Zeiten der Not, also erst dann kommt, wenn ein neuerlicher Pfarrermangel droht, so wie wir das z. Bt. etwa in der katholischen Kirche beobachten. Das „Priestertum aller Glaubenden“ wird nicht aus irgendeiner personellen Not heraus geboren, sondern aus der Verheißung des Evangeliums. In Worten der Schrift: „Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein“ (2. Mose 19, 6).

#### VI. Sechste und vorläufig letzte reformatorische Erkenntnis: Kirche, die sich einmischt

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Martin Luther, wir erinnern uns, hat diesen Satz nicht im stillen Kämmerlein vor sich hin gemurmelt, sondern auf dem Reichstag zu Worms, also in aller Öffentlichkeit Kaisern und Königen entgegengeschleudert. In aller *Öffentlichkeit*. Luther hat dieses Forum nicht gewählt, weil es ihn – wie manch einen Zeitgenossen heute – partout auf irgendeine Bühne drängte. Nicht weil er – wie manch andere – unter einer Art Selbstdarstellungszwang gelitten hätte. Er hat sein Bekenntnis öffentlich gemacht, weil er erkannt hatte, dass das Evangelium von *sich* aus zur Öffentlichkeit drängt: jene „große Freude, die allem Volk widerfahren wird“ (Lukas 2, 10), um es mit Worten der Weihnachtsgeschichte zu sagen.

Allem Volk. Es mag Zeiten geben, in denen die Kirche auch einmal unter sich ist, in denen es still zugeht und gewisse Dinge zunächst einmal intern geklärt werden und zur Gewissheit reifen müssen. Es mag sogar Zeiten geben, in denen es nicht anders geht, als die Öffentlichkeit zu meiden, wenn man denn überhaupt als Kirche überleben will. Manch einer evangelischen Gemeinde in der Nachreformationszeit ist es zugemutet worden, im Verborgenen zu überdauern und so dem Evangelium treu zu bleiben. Ähnlich erging es etlichen Gemeinden etwa während des sogenannten „Dritten Reiches“ und ergeht es anderen christlichen Gemeinden heute in totalitären Regimen. Auch die frühen Christen mussten sich ja zum Teil in Katakomben verstecken, mussten geheime Symbole wie etwa den Fisch benutzen, um überhaupt als christliche Gemeinde existieren zu können. Das sind Leidenssituationen, die der Gemeinde um des Evangeliums willen zugemutet werden können und denen wir, wenn es denn einmal so sein sollte, nicht ausweichen dürfen. Normatives Modell für eine christliche Gemeinde kann die besondere Situation einer sich versteckenden Kirche nicht sein.

Es gibt allerdings solche Tendenzen in unseren Gemeinden – auch ohne Not: Nur ja nicht auffallen als Christ. Nur ja nicht anecken. Nur ja nicht zeigen, dass man dazugehört. Glaube als „Privatsache“. In der Öffentlichkeit allenfalls reden, wenn man gefragt wird. Das Schlagwort vom „anonymen Christentum“. Kirche als fromme Wagenburg, wo man vor allem unter seinesgleichen ist. Kleine kuschelige Zirkel, religiöse Nabelschau, heilige Stammplätze in der Frauenhilfe. Kirche, die vor allem sich selbst zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit macht, introvertiert, selbstverliebt oder selbstbemitleidend.

Indes: Das Evangelium drängt von *sich* aus an die Öffentlichkeit, ganz einfach, weil Christus nicht für ein paar wenige Fromme, sondern für die *Welt* gestorben und auferstanden ist. Nicht ohne Grund hat deshalb Dietrich Bonhoeffer immer wieder von der Kirche als einer „Kirche für andere“ gesprochen. Ja, die Kirche hat wohl das, was sie zu sagen hat, unter sich in aller Ruhe und in aller Geschwisterlichkeit zu klären. Aber dann hat sie damit allerdings auch nach *außen* zu treten. Der Gottesdienst ist nach evangelischem Verständnis eine öffentliche Veranstaltung, auch wenn er in seiner ganzen Gestaltung, in seinen Worten, Gebeten und Liedern, in seiner Atmosphäre und seinen Kommunikationsformen häufig als eine Sache für Insider erscheint. Die Kirche hat eine Botschaft für die Welt und hat deshalb auch dafür zu sorgen, dass die Welt diese Botschaft tatsächlich *vernehmen* kann. Sie hat sich also, um es mit einem Wort des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau zu sagen, immer wieder „*einzumischen* in das Geschehen dieser Welt“. Und ich füge hinzu: ob der Welt das nun passt oder nicht.

Die Kirche hat also dem ihr von öffentlicher, vor allem von politischer Seite häufig und gönnerhaft erteilten Rat, sich doch gefälligst aus den öffentlichen Dingen herauszuhalten und sich auf persönliche Dinge, etwa die Seelsorge, zu konzentrieren, zu widerstehen. Mit Worten eines neueren Kirchenliedes: „Das könnte den Herren der Welt ja so passen“: eine Kirche, die die Welt, also etwa die politische Machtausübung im Staate, die Interessen der Wirtschaft, die Entwicklung in den Wissenschaften oder in den Medien ihren jeweiligen Eigengesetzlichkeiten überließe!

Weil das Evangelium aber, wir hörten es, „*allem* Volke widerfahren“ soll, deshalb wird sich eine Gemeinde in ihrem Bekenntnis nicht in private Nischen zurückdrängen lassen, sondern sich, so wie es jeweils vom Evangelium her geboten erscheint, in der Tat einmischen in die öffentlichen Belange. Martin Luther war gewiss kein Politiker, er war ein einfacher Christenmensch und ein bedeutender Theologe. Aber indem er konsequent genau dies war, wurde sein Bekenntnis zwangsläufig auch zu einem Politikum. Und mit ihm wird auch in dieser Hinsicht eine evangelische Gemeinde heute – sicher vor anderen Thronen als damals – tapfer und couragiert ihr „wir können nicht anders“ öffentlich zu machen haben.

-----

Wir halten inne. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Martin Luthers berühmtes Wort vor Kaisern und Königen diene uns als Einstieg, um uns einiger grundlegender Erkenntnisse der Reformation zu erinnern und von dorthin nach einem glaubwürdigen „evangelisch sein“ für uns, die wir nun einmal in einer sehr veränderten Welt leben, zu fragen. Das Fazit kann nur lauten: Ja, es gibt in der Tat ein unverwechselbares evangelisches Profil, dessen wir uns wahrhaftig nicht zu schämen brauchen: das Bekenntnis zu Christus als dem „einzigen Trost im Leben und im Sterben“, die unbedingte Bindung an die Botschaft der Heiligen Schrift, die Gewissheit einer nicht käuflichen Gnade, ein bescheidener Glaube und nicht zuletzt das Verständnis von Kirche als einer Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern, die sich mutig einmischen in die Belange dieser Welt.

So dass wir am Ende mit einem guten protestantischen Selbstbewusstsein auch heute noch in mehr als nur einer Hinsicht sagen können: Mit Verlaub, liebe Welt; mit Verlaub, liebe Politik und Wirtschaft; mit Verlaub, liebe Kultur und Wissenschaft; mit Verlaub, liebe Medien und Stammtische: Hier stehen wir, genau wie ihr, mitten in der Welt. Aber nicht um uns künstlich interessant zu machen, sondern schlicht um des Evangeliums willen können auch wir manchmal einfach nicht anders.

Dazu braucht es keinen Sockel. Dazu braucht es vielleicht nur ein bisschen evangelische Zivilcourage.

Aber darum können wir ja Gott bitten.